

Buchbesprechung «Mütter, die im Bilde sind», ein ungewöhnlicher Bildband

Hommage an das Bild der Mutter

Jeder Maler, jede Künstlerin hat eine Mutter. Das Frauenbild in der Kunst aber ist ein anderes, reicht von der Madonna bis zur Hure, vom Mädchen bis zur Hexe. Aber es gibt auch Mütterporträts.

Bernadette Reichlin

«Mütter, die im Bilde sind» heisst ein Bildband aus dem Elisabeth Sandmann Verlag. Und dieser Titel ist durchaus doppeldeutig zu verstehen: Mütter waren und sind oft enge Vertraute der Kunschtchaffenden, Begleiterin der ersten Schritte auf der Bühne der Kunst, manchmal Kritikerinnen, meist auch moralische Stütze, wenn der kalte Kritikerwind ihre genialen Kinder umzuwehen drohte. Mütter aber waren auch immer wieder Modelle für ihre begabten Söhne und Töchter. Und manchmal lässt sich am Bild der eigenen Mutter ein ganzes Leben erahnen.

Bei Albrecht Dürer zum Beispiel: Er malte seine Mutter einmal als vitale Frau und zeichnete sie 25 Jahre später als Greisin, mit eingefallenen Wangen und stark hervortretender Nase. Es ist kein eigentliches Porträt mehr, nur eine ausgearbeitete Skizze – und vielleicht vor allem ein privates Bild. Auch Vincent van Gogh malte das Porträt seiner Mutter aus dem Wunsch heraus, sich ihr Andenken zu bewahren. «Ich kann die farblose Fotografie nicht ertragen und versuche, ein Bild von farblicher Harmonie anzufertigen, so wie sie mir in Erinnerung geblieben ist», schrieb er seinem Bruder Theo.

Dabei war seine Mutter zu dieser Zeit nicht etwa tot, sondern einfach weit weg. Geografisch – sie wohnte in den Niederlanden, van Gogh damals in Süd-



Egon Schiele liess seine schlafende Mutter, mit der ihn ein zwiespältiges Verhältnis verband, wie eine Tote wirken. (zvg)

frankreich –, aber noch weit mehr auf der Beziehungsebene. Anna Cornelia Cerbentus van Gogh war eine rundliche fröhliche, energische Frau – genau so malte sie van Gogh auch –, mochte die Menschen, schrieb gerne Briefe. Und malte in ihren freien Stunden. Blumenbilder, wie sie auch van Gogh liebte.

Van Goghs erste Lehrerin

Den ersten Malunterricht bekam er von seiner Mutter. Sie war auch die Mittlerin zwischen ihm, dem aufbrausenden, cholertischen jungen Mann und seinem Vater, dem Pastor. Helfen konnte sie Vincent van Gogh letztlich nicht. Im-

mer wieder brach er den Kontakt zu ihr ab, wenngleich sie sein Leben – und dann auch sein Sterben – aus der Ferne mit liebevoller Anteilnahme verfolgte.

Auch Picasso malte seine Mutter. Im Porträt allerdings nur zwei Mal. Mehr mochte ihm die als quirlig beschriebene Frau, die ihren genialen Sohn vergötterte – er sei Engel und Teufel in einem, in herrlicher Vollkommenheit, sagte sie einmal – wohl nicht stillhalten. Das erste Porträt, ein zärtliches, weiches Bild, entstand 1896, das zweite dann 1923, ein schönes, stilles Porträt. War Picasso beim ersten Werk noch sehr der akademischen Malerei des 19. Jahrhunderts verbunden, hatte er 1923 doch schon einige stilistische Experimente hinter sich. Deshalb erstaunt es, dass er seine Mutter wiederum sehr traditionell, fast neoklassizistisch malte.

Fast alle der im Buch vorgestellten Porträts von Müttern zeigen diese als Einzelpersonen. Was nicht heisst, dass es nicht auch andere Bilder gäbe, von Müttern im Familienverband, als fleissige Hausfrauen oder im geselligen Kreis. Die Beschränkung auf die Einzelporträts geben dem Bildband eine innere Form. Auch, weil die meisten Mütter sitzend, die Hände im Schooss oder höchstens lesend oder mit einer Handarbeit beschäftigt dargestellt sind.

Schlaf oder Tod

Ganz in Ruhe zeigt Egon Schiele seine Mutter: Hingestreckt liegt sie auf den Kissen. Fast scheint es, als wäre sie tot. Dieser Eindruck drängt sich auch durch die Nähe des Werks zu Bildern Ferdi-

mand Hodlers auf, der das Sterben und den Tod seiner Geliebten Valentine Godé-Darel in derselben Bildsprache festgehalten hat – allerdings erst drei Jahre später. Schieles Mutterporträt, gemalt in Aquarelltechnik auf braunes Packpapier, verrät aber auch einiges über die schwierige Beziehung des Malers zu seiner Mutter. Aus den unruhigen nass in nass gemalten Mustern der Kissen und des Kleides hebt sich das Gesicht der Schlafenden in reiner Klarheit ab – fast so, als ob er ihren Tod verwegnähe. Es war dann aber Schiele selber, der 1918 mit nur 28 Jahren starb.

Den Gegenpol zu diesem Bild hat Marie-Louise von Motesiczky geschaffen, die adlige Wienerin, die aus einer jüdischen Familie stammte, deshalb fliehen musste und die Geliebte Elias Canettis wurde. Sie malte ihre Mutter mal als hochbetagte Frau, 1936 aber als unkonventionelle Jägerin, die Jagd auf Hasen macht. Es ist ein lustiges, vitales Mutterporträt, das so gar nicht in den Kontext der anderen Bilder passt.

Der Kunsthistoriker und Wissenschaftler Thomas Blisniewski hat diesen spannenden Bildband gestaltet und jedem Bildnis einer Mutter eine Kurzbiografie ihres künstlerisch begabten Sprösslings zur Seite gestellt. Es ist eine neue Optik auf eine «erwachsene» Mutter-Kind-Beziehung. Und es sind letztlich oftmals von Künstlerhand gestaltete Liebeserklärungen an die, wenn vielleicht auch nicht wichtigste, aber doch erste Frau im Leben jedes Menschen.

Thomas Blisniewski (Hrg.): Mütter, die im Bilde sind. Elisabeth Sandmann Verlag, 119 Seiten.



Picasso hat seine Mutter nur zwei Mal im Porträt und in grosser Ruhe gemalt – mehr mochte ihm die quirlige Frau nicht sitzen. (zvg)



Maag Eventhall Das amerikanische Duo MGMT liefert eine durchgezogene Show ab

Fantasievolle Ideen, aber kein richtiges Ziel

MGMT will in seine Musik möglichst viele Stile miteinander beziehen. Das ist als Idee und auf Platte beeindruckend, in Konzertform eher bemühend.

Michael Gasser

Das Konzert von MGMT hätte längst beginnen sollen, doch so eine Europa-Reise will natürlich dokumentiert sein. Weshalb man statt aufzutreten von der Bühne runter erst mal lieber noch ein paar Bilder fürs Erinnerungsalbum schießt. Dann rafft sich das US-Duo auf und tritt an. Unterstützt von drei Musikern. «It's Working» von der neuen CD «Congratulations» zeigt, wo das Konzert angesiedelt werden soll: Bei von Key-

boardklängen definierten Soundflächen, die zwischen fröhlicher Hippie-Psychedelik und tanzbarem Elektro oszillieren. Man generiert Cembalo- und Flötentöne, unterlegt sie mit einem knackigen Rhythmus, nur um ihn unter Conga-Einsatz alsbald wieder zu brechen. Dazu gibts Satzgesang, der allerdings beim nicht sonderlich gut abgemischtem Konzert ziemlich dumpf wirkt. Live strebt die Formation an, den Sound ihrer zwei stilistisch höchst unterschiedlichen Alben auf einen Nenner zu bringen. Kein einfaches Unterfangen, ist die Schnittmenge der beiden Werke doch eher gering.

Streiche als Musik spielen

MGMT ist das Projekt zweier ehemaliger Kunststudenten, die lange Zeit gar nicht die Absicht hegten, eine Band im klassischen Sinne zu sein. «Wir waren eher darauf aus, Streiche als Musik zu

spielen», gestand Tastenmann Ben Goldwasser in einem Interview. Aus dem Spass wurde erst ernst, als er und sein Kompagnon, der Gitarrist und Sänger Andrew VanWyngarden, unverhofft einen Plattendeal offeriert bekamen. Doch selbst nach dem unerwarteten Grossefolg des Debüts «Oracular Spectacular» trieben es die beiden Amerikaner weiterhin gerne bunt.

In der ausverkauften Maag Eventhall geben sich MGMT allerdings still und brav, um nicht zu sagen schüchtern. «Time To Pretend» erweist sich als artiges Prog-Rock-Stück, das an die Gruppe Yes in ihrer un kreativen Phase erinnert. Vieles ist verspielt, aber auch beliebig. Die Stücke haben durchaus ihre fantasievollen Momente, doch wohin die Sache denn eigentlich führen soll, ist den Akteuren offensichtlich selbst nicht so richtig klar. So gibt man sich eben mit

dem Weg zufrieden. MGMT bemühen sich tunlichst, viel in ihre Songs zu packen. Da eine Prise Glam, dort ein bisschen Krautrock und selbst ein Hauch Folk darf nicht fehlen. Alles wird mit allem gemischt. Das imponiert auf intellektueller Ebene, reisst jedoch nicht mit.

Schlachtrufe aus dem Nichts

Eines darf und muss man MGMT aber zugutehalten: Sie zaubern immer dann eine hübsche Idee hervor, wenn man innerlich drauf und dran ist, mit dem Gehörten abzuschliessen. So gefällt «Electric Feel» mit seinen wohl gesetzten Keyboard-Tupfern und seinem an Prince angelehnten Soulbeat, noch besser gerät «Destrokk», das sich bei Kraftwerk bedient, Schlachtrufe aus dem Nichts bietet und hypnotisierend rockt. Es sind Ausreisser nach oben. Insgesamt liess einen das Konzert doch eher kalt.

Zürcher Galerien

Fliessende Körper Räume

Fast meditativ wirkt die Malerei der Thurgauer Künstlerin Karin Schwarzbek. Derzeit sind die Bilder in der Galerie Bob Gysin zu sehen.

Gabrielle Bolter

Karin Schwarzbeks Körperbilder befinden sich in einer Art von Auflösung – dass sie von fotografischen Vorlagen ausgeht, ist ihren Arbeiten nicht anzumerken. Das Zerfliessen erfasst dabei nicht einfach die Konturen der Figuren, das Schwimmende und Schwebende der Bilder scheint sich vielmehr auf einer mentalen Ebene abzuspielen. Es ist, als ob eine Vergeistigung der Körper stattgefunden hätte – alles Fleischliche und Sinnliche ist durchwirkt von Schichtungen dumpfer Farben, die sich der allerhöchstens erahnbaren Körperfragmente bemächtigt haben. Auf einigen Bildern lassen sich Fixpunkte ausmachen, Stirnfransen, die wie ein Vorhang das Bildgeschehen rahmen, Ohren oder eine Nase. Zwischen diesen erkennbaren Elementen jedoch wird der Körper zum Assoziationsraum. Horizontlinien fluten den Kopf, Geschautes scheint sich im Innern auszubreiten, so dass nicht so sehr der Körper zur Landschaft wird, sondern vielmehr die Landschaft vom Körper Besitz ergreift.

Ständige Metamorphose

Wenn auf ihren älteren, auf Holztäfelchen gemalten kleinformatigen Bildern noch gegenständlich dargestellte Beine oder ein Hinterkopf mit Zopffrisur zu erkennen sind, nähert sich Karin Schwarzbek in ihren neusten Arbeiten der nahezu vollständigen Abstraktion. Wo ein Bildgegenstand zu vermuten ist, zeigt er sich vielschichtig und entzieht sich einer klaren Zuordnung. Zerdehnt, gespiegelt und aus nicht deutbarer Perspektive dargestellt, werden Körper und Kleidungsstücke zu malerischen Ereignissen. Ein wolkenleichtes Gebilde könnte da etwa ein Torso sein, der sich, beinahe entmaterialisiert, im Bildraum verflüchtigt. Das Erdschwere, Leibliche fällt von diesen Körpern immer mehr ab, so dass sich die jüngsten Arbeiten der Künstlerin fast schon duftig ausnehmen. Körperlichkeit zeigt sie nicht, denn ihr Bildgegenstand befindet sich in ständiger Metamorphose. Nicht einmal die Oberfläche der Haut bildet dabei noch eine Grenze. Alles erscheint durchlässig und bereit, mit dem Aussenraum zu verschmelzen.

Bis 15. Januar 2011. Galerie Bob Gysin, Zürich. Dienstag bis Freitag 13–18, Samstag 12–16 Uhr. 24. Dezember bis 3. Januar geschlossen.



Karin Schwarzbek «Ohne Titel». (zvg)

Golden Globe

Drei Nominierungen für «The Tourist»

Der Thriller «The Tourist» des deutschen Regisseurs Florian Henckel von Donnersmarck hat bei der nächsten 68. Golden-Globe-Verleihung in Beverly Hills gleich mehrere Gewinnchancen. Der Film wurde in der Sparte «Komödie/Musical» aufgestellt. Angelina Jolie und Johnny Depp haben Gewinnchancen als beste Komödien-Darsteller. Dies gab der Verband der Auslandspresse gestern in Los Angeles bekannt. (dpa)